

Carl Spitteler (1845-1924)

Autor(en): **Muschg, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **28 (1924-1925)**

Heft 5

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661966>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ist als Wohlhabenheit, Ruhm und andere irdische Güter; das ist die gute Meinung deiner Mitmenschen. Der Ruf der Güte und der Dienstbereitschaft ist mehr wert als der größte Besitz, denn er bedeutet ein Leben der dienenden Nächstenliebe, und die Befriedigung, die aus dieser Quelle stammt, ist nachhaltiger als diejenige, die Geld und Geldeswert verschaffen kann.

Ein armer Landgeistlicher stand in diesem Ruf. Als sein Söhnchen eines Tags gefragt wurde, was sein Vater tue, gab es zur Antwort: „Ich weiß nicht, was er gerade tut; aber ich weiß, daß er irgend jemand irgendwo hilft.“ Unter meinen Freunden sind auch Leute vom Schlag dieses Dorfpfarrers, arm an weltlichem Gut, aber immer Helfer und Berater der andern, immer bereit, den Nachbarn beizustehen und die Unglücklichen zu retten.

Niemand ist so arm, daß er kein Almosen übrig hat, und es ist eine seelenverderbende Härte und Herzlosigkeit, durchs Leben zu gehen und dabei nur an sich selbst herauszuschlagen und das große Los zu gewinnen. Das tötet die besten Triebe des Menschenherzens, erstickt die edleren Regungen und läßt alle diejenigen Gefühle erkalten, welche die Liebe und Freundschaft der andern erringen.

Wenn ich die Wahl hätte zwischen dem Leben eines Krösus, der ein unfruchtbares, liebeleeres und verächtliches Dasein führt, und dem eines armen Tagelöhners, der seine Kraft in den Dienst der helfenden, aufrichtenden, rettenden Liebe stellt — ich würde ohne Bedenken die Armut im Dienst der Lieblosigkeit, verbunden mit dem Besitze der größten Schätze der Welt, vorziehen.

Im Nebel.

Wo ist der Seele Ebenbild,
Das sich gesellt zu ihr?
Wie Wanderer durch herbstliches Gefild
Im Nebel schreiten wir.

Was klagst du dies, du müder Geist,
Zu eigner Pein?
Wer stumm und trübe selber sich verwaist,
Wohl bleibt allein.

Sprich an den Schatten, der vorüber will,
Mit menschlich warmem Ton!
Gewiß, es steht einer lauschend still
Und wartet schon.

Und glänzet nah dein freundlich Angesicht
Mit echter Gunst,
So strahlt das allerhellste Sonnenlicht
Durch Nebeldunst.

J. Rickenmann.

Carl Spitteler. (1845—1924.)

Von Dr. Walter Muschg.

Schon lange bevor Carl Spitteler starb (29. Dezember 1924), bemächtigten sich seiner hohen Gestalt die Literaturprofessoren, und sie nannten ihn in einem Atem mit den größten schweizerischen Namen: Keller, Meyer, Gottlieb. Man hat ihn als das letzte ebenbürtige Glied dieser Reihe gepriesen, der die schweizerische Dichtung ihren Ruhm verdankt, und gleichzeitig als einen der wenigen noch lebenden Vertreter jener hohen Kunstauffassung, die ihre Reiche schwindelhoch über dem flachen Alltag aufbaut und durch ihr bloßes Vorhandensein die Armlichkeit aller auf Erden verharrenden Zeitgenossen dartut. Fast jeder, der den Namen des Dichters ausspricht, denkt dabei an den „Olympischen Frühling“, das von buntglänzenden Gestalten und Laten wimmelnde, ja bei der ersten Lektüre beinahe niederschmetternd reiche Hauptwerk aus dem Lebenssommer Spittelers. Der Eindruck, den diese Dichtung in Nichtvorbereiteten wachruft, ist tat-

sächlich so schwer zu beschreiben wie etwa die Wirkung Richard Wagners auf gewisse junge Menschen, die sich von großen Erlebnissen und irgend-einer unerhörten Fülle übermächtigen lassen möchten: auch im „Olympischen Frühling“ hat ein einzelner Mensch eine ganze Welt von Schönheit und Schicksal aus sich herausgeboren, und er macht aus seiner Verachtung aller derer, die dazu nicht imstande sind, kein Gekl.

Gleichwohl hat Spitteler zeit seines Lebens, ja selbst im hohen Alter, als er mit offiziellem Ruhm überhäuft war, verhältnismäßig selten rückhaltlose Begeisterung und geschlossene Nachfolge gefunden. Wo und wer sein Publikum sei, vermochte eigentlich niemand zu sagen. Die Generation der heute Dreißigjährigen hat er kaum ergriffen, und gleichzeitig mit dem Anbrechen des Ruhmes wurden vereinzelt schwere Zweifel an dem tieferen Wert seiner Dichtung laut. Er selbst hat sich von ihnen nicht mehr betrüben las-

fen, da er, als er sich nach langen und ungewöhnlich bitteren Entwicklungskämpfen einmal selbst gefunden hatte, nur noch aus sehr großer Höhe auf die jammervolle Menschenerde heruntersah, ein König jenes herrlichen Geisterreiches, das er sich zum Trost für die Unbill des Daseins „aus der blauen Luft“ zusammengedichtet hatte.

Die großen Künstler haben mit der Welt immer in Konflikt gelegen. Auch Friedrich Schöbeler hat, um irgend ein Beispiel zu nehmen, den Gegensatz zwischen dem schöpferischen Einzelmenschen und der Masse der „schlafenden“ Zeitgenossen als eine unüberwindliche, ewige Tragik dargestellt, und wie in Michelangelo die Qual der Einsamkeit bis zuletzt in düsterer Flamme brannte, daran braucht nur erinnert zu werden. Mit Spittelers Kampfstellung der Welt gegenüber aber hat es eine wesentlich andere Bewandnis. Wenn er Gründe für sie anführt (und er fühlte immer wieder das Bedürfnis, sich zu verteidigen), dann greift er stets auf seine eigenen Erfahrungen zurück: auf die unerträglich lange Verkenntung, unter der er zu leiden hatte, ja auf die Schädigung, die er durch sie erfuhr. Einmal behauptete er geradezu, sein Gesamtwerk stelle nur einen Bruchteil dessen dar, was unter glücklicheren Umständen aus ihm hätte werden können. Er denkt dabei vor allem an das äußere Schicksal seines Erstlings „Prometheus und Epimetheus“, einer hymnisch erhabenen, purpurtiefen Legende, in der er der Gegenwart zum ersten Mal sein wahres Gesicht zeigte: das eines vorgeschichtlichen, in mythologische Fernen entrückten Sängers, dessen Sprache an die Bibel gemahnte. Auf diesem Buche ruht freilich ein Zauber, wie ihn nur ein Erstling haben kann: es ist in jedem Wort noch Ringen um Sinn und Ausdruck, nirgends glatte Vollendung, aber eben deshalb von einem Reiz, den spätere Meisterschaft nie mehr erreicht. Sein Thema: der trostige Kampf um die Gunst der Götter und die



Carl Spitteler.

Liebe der Menschen, aber auch um den Glauben an sich selbst und um die Kraft, die immer wieder durchbrechende Ungerechtigkeit der Welt zu ertragen, ist im Grunde Spittelers Hauptthema geblieben. Er ist über diese erste Problemstellung nie hinweggekommen. Auch in der Lyrik trifft man bei ihm kaum jene weiche Gelöstheit und Hingegenheit der Seele, die sich an ihrer ureigenen Freude, an ihren eigenen Tränen stillt und nichts weiter begehrt als dies: eine Herzensüberfülle bis zum Grunde auszukosten. Seine Gedichte sind meist erzählender Art und haben ihre besten Werte in der lapidaren Wucht des Einfalls und der temperamentvollen, ja „schmissigen“ Ausführung. Auch Spittelers Sprache ist ertrökt, mit großartiger Energie zusammengezwungen, selten von wirklicher Musik erfüllt. Die „Lachenden Wahrheiten“ (gesammelte Feuilletons) sind eher bitterböse Ausfälle, und die No-

velle „Imago“, in der er seine Lebensfrage, den Zwiespalt von Phantasie und Wirklichkeit, im Gewand einer bürgerlichen Liebesgeschichte erörtert, zeigt ihn so heillos und ärgerlich mit den Alltäglichkeiten verstrickt, daß man gerade an ihr recht begreift, wie dieser Dichter ohne den Feind, den er immer neu verachten muß, nicht leben kann.

Und hier setzen in manchem Leser die Bedenken ein. Ertragen wir es heute noch, die Menschheit in Bausch und Bogen als ein nichtswürdiges Gefindel verlacht zu sehen? Für wen hat dieser Erhabene denn die Wonnen und Leiden seiner Göttergestalten gedichtet? Wo legen wir die Leiter an, um in seinen Olymp zu klimmen? Wer hat dazu noch ein inneres Recht und — Zeit? Denn die Lösung aller Rätsel, die Spitteler auf seinem Wolfensitz verkündet, bedeutet nichts anderes als eine Heiligsprechung des großen Individuums, das sich selbst genug ist; das Menschengekrabbel tief unter ihm und die unheilbare Sinnlosigkeit dieses ganzen Daseins kümmern ihn gerade noch so weit, als er an ihnen wahrnimmt, wie hoch er selber fliegt.

Diese Einstellung zu den Problemen der Menschheit hat sich in Spitteler am Ausgang des letzten Jahrhunderts herausgebildet. Damals zog er sich endgültig in die Sphären seiner gewaltigen Phantasie zurück. Aber es unterlief ihm dabei ein furchtbares Mißgeschick: er über sah in seinem Drang nach Selbstbehauptung, daß die Menschheit, mit der er in so zähem Kampfe lag, ihrerseits aufs schwerste bedroht war. Was Nietzsche, Bismarck voraussahen, entging gerade ihm, dem prophetisch Bestimmten: die Anzeichen des Untergangs. So kam es, daß die Menschheit zur gleichen Zeit in die Hölle stürzte, wo er sich für immer auf seinem Götterthron niederließ — und aus diesem schicksalhaften Zusammentreffen entspringen alle Fragen, alle Zweifel, die heute dem großen Künstler Spitteler gegenüber erhoben werden. Denn wir sind in das Chaos mitgestürzt und können nur noch in denen unsere Retter sehen, die uns auf die Erde zurückgeleiten. Wer mit dem Anspruch vor uns tritt, unser Führer zu sein, findet unser Vertrauen nur dann, wenn er mit uns in der gleichen Tiefe war. Spitteler war es nicht. Und wir begreifen plötzlich nicht mehr, warum es so kam. Denn wie konnte er sich durch zeitlichen Mißerfolg verbittern lassen, wo er doch, wie er

sagte, nicht für die Zeit schrieb? Wir kennen Geister, die wie er unter dem unermüdlich wehenden Anhauch der Ewigkeit leben und aller erlittenen Not zum Trotz eine noch höhere Verklärung erfahren als er: daß sie auch sich selbst vergaßen und nicht nur ihre Zeitgenossen, sondern sogar das eigene Ich zur Demut zwangen. So schaffen heute Rilke, Gamsun. Spitteler verachtete unsere Welt als grau und öde, uns ist sie durch tausendfache Schmerzen heilig geworden. Seine Gründe und Urteile stammen, genau betrachtet, aus ihm selbst, wir aber wissen, daß der Grund des Lebens jenseits aller Anklagen liegt, und müssen es schon in jungen Jahren glauben, wenn uns noch Zeit genug bleiben soll, uns im Ertragen dieser unmenschlichen Wahrheit mannhaft zu üben. Es wird niemandem einfallen, deshalb an der künstlerischen Bedeutung Carl Spittelers zu zweifeln. An Größe und Reichtum der Visionen überragt er die meisten der heute Lebenden, und seine Versepen tragen das adelige Zeichen der Vollendung. Aber das Meisterwerk unserer Epoche hat nicht er geschrieben, denn dieses muß auf der Erde spielen, und von Armut und leidenden Menschen muß viel darin die Rede sein. Wir glauben überdies, daß nicht ein Einzelner eine neue Welt erschaffen kann. Unternimmt er das dennoch, so sei uns die Gewalt seines Willens und Vollbringens, die Himmelfahrt all seiner Kräfte ein Vorbild für die Erfüllung unserer Mission, die niemals leichter werden, wohl aber ihre Ziele verändern kann: statt nach dem stolzen Olymp strebt sie nach den zertrümmerten Stätten der Liebe.

Anmerkung der Redaktion: Spittelers unlängst erschienenen „Prometheus“ werden wir gelegentlich einer ausführlichen Besprechung unterziehen. Daß er auch patriotische Umwandlungen hatte, beweisen seine „jodelnden Schildwachen“ und „Die beiden Züge“ in seinem Balladenband. Ob „Friedli, der Kolderi“, „Konrad der Leutnant“, „Die Mädchenfeinde“, „Imago“ bestimmt sind, dem bildungsfreundlichen Volke seine besten Kräfte zu zeigen, sie zu wecken oder ihm auch nur ein Bild von seinem eigenen Wesen zu enthüllen, lassen wir einstweilen dahingestellt, Großes gewollt und nach Kräften vollbracht zu haben, bleibt immer rühmlich; aber es gilt doch einen Unterschied zu machen zwischen Geisttreichum und naturgewordener Poesie.

